

# FEUILLETON

Die drei Worte im Titel stammen von Sebastian Haffner, mit ihnen endet die englische Ausgabe seines Buchs „Geschichte eines Deutschen“, geschrieben am Vorabend des Zweiten Weltkriegs. Gebannt haben wir im letzten Jahr dieses Buch über das Aufkommen des Faschismus gelesen, darin Übereinstimmungen mit unserer aktuellen Situation gesucht und gefunden. Und nun bekamen viele von uns, die weggingen – nach Jerewan, Tbilissi, Baku, Astana, Istanbul, Tel Aviv, Samarkand – auch diese Worte am eigenen Leib zu spüren: frostig, beschämt, befreit.

Wir – das sind jene, die ihr Land verließen (davonliefen, flohen), kurz nachdem es die Ukraine überfallen hatte. Wir hassten den Krieg, wir hassten den, der ihn entfesselte, doch hatten wir nicht vor, unsere Heimat (unser Geburtsland, Vaterland) zu verlassen – all diese Wörter sind besudelt und entehrt. Als gefährlicher Unsinn ist dabei die Versuchung abzutun, sich als Blüte der Nation zu betrachten („Philosophenschiff“, „Das wirkliche Russland sind wir“ und dergleichen – auch solche Maßlosigkeiten sind zu hören). Einige meinen: Wenn du verlierst, erkennst du deinen wirklichen Wert. Wir werden es erleben, denn wir sind tatsächlich Verlierer, historisch und geistig. Hunderttausende, Millionen von Menschen, die unsere Gleichgesinnten sind, blieben dort und gehen ihren Tätigkeiten nach: Behandlung von Patienten, Versorgung betagter Eltern und anderer. Aber wie sehr wir Fortgegangenen uns auch vor den Geliebten schämen, so darf man nicht vergessen, dass die Wasserscheide zwischen uns Landsleuten an ganz anderer Stelle verläuft: zwischen Gegnern und Befürwortern dieses Kriegs.

„Wohin fliegen Sie?“, wird an der Grenze gefragt.

Gern würdest du antworten: nicht wohin, sondern von wo. Doch du sagst: „Nach Jerewan, in den Urlaub.“

Diejenigen, die allein reisen und jünger sind, werden beiseitegenommen, verhört, der Inhalt ihrer Taschen und Handys wird untersucht. Angeblich suchen sie nach solchen, die auf Seiten der Ukraine kämpfen wollen, lassen sich jedoch hinreißen (Vollstrecker in Rage) und finden Vergnügen daran, Jungen und Mädchen aus guten Familien zu demütigen: Wenn es in den Urlaub geht, was wollt ihr dann mit euren Diplomen, Geburtsurkunden, mit alten Briefen und Fotos, mit Hunden und Katzen? Warum ist das ein One-Way-Ticket, und war es wirklich tausend Dollar wert? – Das war es, Genossen, und wie es das war.

Mit den Flügen ist es ein Hin und Her: Sie werden teilweise gecancelled, und einige Flugzeuge drehen in der Luft um und fliegen nach Moskau zurück. Die meisten Passagiere sind jung, für sie ist es ein Wendepunkt im Leben, vielleicht nicht der schlechteste, aber für uns Ältere bricht das Leben zusammen. Kurios ist: Auf dem Flug Moskau-Jerewan ist kein einziger Armenier. Mehr gibt es nicht zu lachen.

## 1

Die ersten Kriegstage vergingen damit, erstarrt die Nachrichten zu hören, Protestbriefe gegen den Krieg zu verfassen und zu unterzeichnen, größere Mengen Wasser zu trinken (Alkohol beruhigt und berauscht nicht), sich wichtige Dinge zu merken (das Kurzzeitgedächtnis war gestört) und die in der Ukraine lebenden Freunde anzurufen.

Zur Stimmung der Mitbürger: Wer in der Ukraine Verwandte hat (eine Minderheit), ist schrecklich deprimiert. Aber viele sind kriegslüsternd, erklären das Scheitern der Angriffe auf Kiew mit der Menschlichkeit der russischen Armee. „Mama!“, schreit eine in Kiew lebende junge Frau ins Telefon. „Wir werden bombardiert!“

„Da irrst du dich, mein Kind“, antwortet die Mutter, sie ist in Sankt Petersburg. „Zivilisten bleiben unbeschadet, das haben sie im Fernsehen gesagt.“

Auch so kann man den Krieg unterstützen – auf verhältnismäßig sanfte, weibliche Art: Wir möchten so gern, dass es schnell vorbei ist, ganz ehrlich, und die ganze Wahrheit erfahren wir sowieso nie, die kennt nur Gott allein. Meinetwegen, aber entbindet uns das etwa von der Verantwortung, nach ihr zu suchen? Gott ist kein Joker, den man im passenden Moment aus dem Ärmel ziehen kann.

Die wichtigsten Wörter dieser Tage sind: Erstickungsgefühl, Scham, Hass. Gleich Anfang März gab es Gerüchte, das Kriegsrecht könne jeden Moment ausgerufen werden. Auf den Straßen der Städte war überall der Buchstabe Z aufgetaucht, dazu die wunderliche, zuvor unvorstellbare Parole „Wir schämen uns nicht“. Die innere Sprungfeder wurde immer mehr zusammengedrückt und wollte sich nicht lösen. Nah und verständlich erschien nun Jan Palach, der



Neue Heimat oder Durchgangsstation: die armenische Hauptstadt Jerewan, vom Flugzeug aus gesehen Foto Laif

# Frostig, beschämt, befreit

Wir hassen den Krieg, wir hassen den, der ihn entfesselte.  
Warum wir Russland verlassen haben.

Von Maxim Ossipow

sich während der Niederschlagung des Prager Frühlings selbst verbrannt hatte. Wieder werden wir in einen schmutzigen, stickigen Stall getrieben, der sogar noch schmutziger ist als jener, in dem wir zur Welt kamen. Sollen sich etwa unsere Kinder und Enkel zum Buchstaben Z aufstellen? Nie und nimmer!

Das Packen hatte nur einen Tag gedauert. Wenn's einem ans Leben geht, was nimmt man dann mit? In der Dunkelheit stehen, in der Stille, die kalte Luft von Tarussa atmen, sich vor den Gräbern der Eltern verneigen. Der Abschied vom Zuhause, von den Besitztümern ist einfach: Wie könnte man sentimental werden, wenn russische Bomben auf Char'kiw und Kiew, Mariupol und Lwiw fallen? Moskau: Durch die Stadt führt der Weg zum Flughafen. Auch wenn du hier geboren wurdest, gelebt und studiert hast, scheint dir die Stadt schon seit Langem feindlich, feindselig. Bitter, fast unmöglich ist der Abschied von Menschen; doch der von Moskau fällt leicht.

Der Flug nach Jerewan startet planmäßig. Die Empfindungen dabei: Ob man nur weiß, dass man sie haben sollte, oder ob sie wirklich da sind – wer kennt sich da aus. Am stärksten ist die Neugier: Als hättest du einen Einblick in das Leben nach dem Tod gewonnen. Ansonsten ist es einfach nur ein Flug, doch anders als sonst dauert er durch die Umgehung des ukrainischen Luftraums nicht zwei, sondern vier Stunden.

## 2

„Unsere verwundeten Seelen sehnen sich nach der Ruhe hinter cremefarbenen Vorhängen“, schrieb Bulgakow – wir sind in Jerewan. Es empfing uns mit köstlichen Speisen, mit frühlingshaftem Wetter, explodierenden Mietpreisen, der Chance zum Durchatmen. Ohne die Hilfe von engen Freunden hätten wir uns jedoch kaum zurechtgefunden – physisch und moralisch – ihnen sei gedankt.

Grüppchen von Moskauern schlenndern durch das Zentrum von Jerewan,

viele bekannte Gesichter – du willst ihnen die Hand drücken, hältst jedoch inne: Wie war noch der Name? Unser Atem ist beschleunigt, die Münder sind ausgetrocknet, in den Händen haben wir Wasserflaschen und unsere Mobiltelefone (die uns den Weg weisen), bei vielen sind die Lippen aufgesprungen, weil sie sie vor Nervosität ständig lecken. Masken trägt niemand: Vor dem Hintergrund des Krieges scheint selbst das Coronavirus fern und harmlos, wie Mandelstams kindlich geschwollener Rachen.

Das Ausmaß der Katastrophe wird uns am dritten oder vierten Tag bewusst (zur Erinnerung: Eine Woche zuvor noch hatte niemand von den Anknümlingen an Ausreise gedacht). Nun erst finden wir Zeit, innezuhalten, den Ernst der Lage zu begreifen und nachzudenken, insbesondere darüber, wie es weitergehen soll.

Gespräche in Cafés: „Sollte ich hierbleiben oder nach Tbilissi gehen?“ „Dort sind Russen kaum willkommen, dafür ist Georgien weniger abhängig von Moskau.“ „Warum sollte man sich auf Europa beschränken? Lasst uns über Uruguay nachdenken.“ „Oder Kolumbien.“ „Und ich habe ein Angebot, Tuberkulosekranke in Somalia zu behandeln.“

„Hallo, ihr Deserteure!“, begrüßt ein das Café betretender älterer Herr lautstark eine Gruppe Hipster. Die jungen Leute lächeln höflich, lachen aber nicht, der Witz ging daneben.

Einige sind in Jerewan bereits tätig geworden – haben einen Job im Zentralarchiv alter Manuskripte Matenadaran oder in Architekturbüros gefunden, treffen sich in Theatergruppen, suchen einen russischsprachigen Fußballtrainer für ihre Kinder, lernen Armenisch (erst mal das Alphabet) und lesen laut Schilder und Straßennamen vor. Andere klagen darüber, dass sie kein Geld abheben und kein Konto bei einer hiesigen Bank eröffnen können, doch ist es eine stille Klage: Jeder versteht, dass er seine Nöte mit denen der Ukrainer ins Verhältnis setzen muss. Mancher weint: Die Familie zerfällt, der Ehemann ist noch in Moskau, der Sohn

te, während Smerdjakow einen Briefbeschwerer nimmt und ihn dem Karamasow-Vater auf den Kopf haut – einmal, zweimal.

Wer übernahm in unserem Fall die Rolle von Iwan, der hübsche Märchen von der „russischen Welt“ säuselt? Das wissen wir nicht: der Philosoph Iwan Iljin, Alexander Solschenizyn, der schreibsüchtige Geschäftsmann Michail Jurjew, die Schüler des Methodologen Georgi Schtschedrowizki? War es der amtierende Patriarch von Moskau oder unbekannte Starzen, die unseren Smerdjakow vom Wege abbrachten? („Ist einer gescheit, so verlohnt es sich auch, mit ihm zu reden“, Gandhi, wo ist denn bloß Gandhi, huhu!) Hier gibt es einen weiteren Übereinstimmungspunkt mit dem literarischen Smerdjakow: Beide haben ein hervorragendes Gespür für das Niedrige, Niederträchtige bei anderen Menschen, erkennen sofort ihre Schwächen.

Fünfter März. An Stalins Todestag wurden große Hoffnungen geknüpft, wie auch danach an den 16. März (Purim).

Ein Seufzer am Nachbartisch, gefolgt von einem Puschkin-Zitat: „Unsere sind Tage gezählt, nicht von uns ...“, da merkt man gleich den Schöngest.

„Jener ist verreckt, und der verreckt auch noch!“ Gläserklirren.

Überall ersehnt man den Tod des Diktators, darunter auch bei ihm zu Hause, in Moskau, und daraus entstehen Geschichten wie diese: Eine sehr nette Moskauer Lektorin hat eine fromme Freundin, nennen wir sie Olga Wladimirowna (Vornamen geändert, Patronym nicht). Kurz nach Kriegsbeginn erhält die Lektorin eine Nachricht von Olga Wladimirowna, die sie bittet, in der Kirche ein vierzigstündiges Gebet für den kürzlich dahingegangenen Wladimir zu bestellen. Die Lektorin kommt der Bitte ihrer Freundin umgehend nach und ruft sie an, um ihr Beileid zu bekunden: Sie habe gar nicht gewusst, dass Wladimir Alexandrowitsch (also der Vater von Olga) gestorben sei. „War es das Herz?“ Nach einer Pause antwortet Olga Wladimirowna: „Du denkst besser über mich, als ich eigentlich bin.“ (Für Lebende zu beten, als seien sie tot, Gedenkmessen für sie abzuhalten, Kerzen auf den Kopf zu stellen – das alles sind volkstümliche, jahrhundertlang bewährte Methoden, um einen Menschen ins Jenseits zu befördern.)

Da ist man die Tumanjan-Straße und den Maschtoz-Prospekt entlanggegangen, hat Etschmiadsin besichtigt, Ausflüge nach Garni und Geghard gemacht. Jedoch sind touristische Eindrücke immer recht flüchtig, und im Moment gibt es für sie überhaupt keinen Platz in der Seele. Schnell an den Computer – Briefe schreiben, Nachrichten hören. Und die Nachrichten sagen, dass unsere Armee wohl eine Niederlage erwartet. Freuen kann man sich darüber kaum, aber ein Sieg wäre viel schrecklicher. Das Gefühl des Scheiterns kam bereits in den ersten Kriegstagen auf und verstärkte sich mit der Zeit. Weil die Schlagkraft der russischen Armee eindeutig überschätzt wird und weil das Bild, das die Propaganda von ihr ersonnen hat (die „höflichen Menschen“ bei der Annexion der Krim), absolut unwahr ist. Es ist nicht nur weit entfernt von der Realität, sondern auch von dem, was man aus der

russischen Literatur, aus Militärliedern und dem sowjetischen Kino kennt: lausige Uniformen, aber ein besonderer Humor, ein Soldat schnitzt für einen Jungen eine Holzpfeife, dazu eine spezielle Lebensphilosophie. Viel Menschlichkeit und wenig Schneid: „Er stand da, sein Matrosenhemd hatte angetrocknete Flecken ...“. Der höfliche Mensch ist hingegen absolut kalt, selbstgenügsam, die untere Hälfte seines Gesichts verdeckt eine schwarze Binde, hinten hat er ein Funkgerät, vorn einen Flammenwerfer neuesten Modells und unter der Feldbluse wahrscheinlich ein Klimaaggregat. Er verspürt weder Hunger noch Durst, er braucht weder Frauen noch sonst irgendwen, und wenn er den entsprechenden Befehl erhält, löscht er mit einer Handbewegung eine ganze Stadt aus. Wir haben es mit einer Parodie zu tun – entweder eines Shooter-Computerspiels oder eines billigen Hollywood-Films, aber die vom Oberbefehlshaber angeführten Menschen haben auch dies für glaubwürdig befunden.

Eine Nebenbemerkung: Der jetzige Krieg ist auch ein schwerer Schlag für den Feiertag des Sieges, den wichtigsten in Russland. Kinder und Enkelkinder von Veteranen schreiben: Bloß gut, dass mein Vater, mein Großvater das nicht mehr erleben. Unmöglich kann man jetzt noch die Lieder der Kriegsjahre singen.

Wie angenehm es in Jerewan auch sein mag, es kommt der Tag des Abschieds.

„Barev dses“ (Guten Tag), sagst du zum Grenzposten.

Lange und feindselig fragen sie nach dem Grund deines Flugs nach Deutschland, prüfen deinen Pass mit der Lupe, wollen das Rückflugticket sehen. Sie stehen in enger Verbindung mit der russischen Geheimpolizei, sind fast ein Teil davon.

Endlich lässt dich der Grenzer gehen, du steigst ins Flugzeug Jerewan-Frankfurt, und da ist es, dieses Frostig, Beschämt, Befreit. Frostig überläuft es dich angesichts der historischen Ereignisse, die du miterlebst, denn jedes Wort, jede Handlung kann unmittelbare Folgen haben. Beschämt bist du unter anderem deshalb, weil du befreit wurdest. Es ist wie mit der Weihnachtsgans: Man kann sie kaum genießen, wenn andere sie entbehren müssen.

## 3

Das Flugzeug fliegt über Deutschland, auf dem kleinen Bildschirm erscheinen Namen deutscher Städte. Eine Jugenderinnerung: die Wehrerziehung an der medizinischen Hochschule, das erste oder zweite Studienjahr. Der Dozent, ein Major, öffnet eine Kiste mit der Aufschrift „Streng geheim“ und holt Karten von Europa hervor, auf denen Truppenstandorte vermerkt werden sollen. Der Feind steht in Düsseldorf und unsere Armee, sagen wir, in Koblenz. Der Feind löst einen Atomschlag von bestimmter Stärke gegen unseren Standort aus. Berechnen Sie die benötigte Zahl der Betten, Krankenhäuser, Ärzte. Aber was haben wir eigentlich in diesem Koblenz zu suchen? Diese Frage zu stellen kommt

Fortsetzung auf der folgenden Seite

INGENIEURSKUNST.  
IN KÖLN PERFEKTIONIERT.

INGENIEURSKUNST SEIT 1898

RIMOWA

FRAGEN SIE  
VASCO BOENISCHIst das  
Theatertreffen  
zukunfts-fähig?

Es dämmert beim Berliner Theatertreffen, dem 59., das gerade begonnen hat. Die Eröffnungsinszenierung ruft „Das neue Leben“ aus, nicht ohne im Untertitel nachzufragen: „Where do we go from here?“. Beim Stückemarkt tritt „Future Wife“ um den Preis des Werkauftrags an; Debatten wie „Was ist (uns) die Zukunft wert?“ flankieren das Programm – oder lieber: „Für immer Gegenwart?“. Und an anderer Stelle resümiert „Ein Stück über Verschwinden und Verlust“: „All right. Good night.“

Gute Nacht? Verlust? Verschwinden? Die Frage, wohin es geht, muss sich das Theatertreffen erneut selbst stellen. Die langjährige Leiterin Yvonne Büdenhölzer verabschiedet sich dieses Jahr, und beim Veranstalter, den Berliner Festspielen, steht auch ein Führungswechsel an. Büdenhölzer, 45, hat das „TT“ geprägt wie kaum eine oder einer zuvor. Elf Jahre war sie dessen Chef und davor sechs Jahre Leiterin des Stückemarkts, des Autorenförderprogramms. Das darf man eine Ära nennen. Sie hat das Festival modernisiert, vergrößert, vielfältiger gemacht, als Plattform aktueller Branchendiskurse profiliert, für „Burning Issues“, Machtmissbrauch, Diversität, Nachhaltigkeit. Sie hat mit der unabhängigen Jury eine 50-Prozent-Frauen-Regelquote vereinbart. Und mit digitalen Formaten experimentiert. Sie hat sich abgearbeitet an der Frage, was die Relevanz eines Festivals sein kann, das lange Schaufenster fürs isolierte Westberlin war, in das man zehn bemerkenswerte deutschsprachige Inszenierungen importierte.

Die Ehre (und Steigerung des Marktwerts), die eine Einladung bedeutet, hält sich noch. Allerdings droht die Erosion der Juryautorität: Es wird immer schwieriger, kompetente Theaterkritiker zu finden, weil der Beruf ausstritt und viele Verbliebene den Stress scheuen, pro Jahr mehr als hundert Aufführungen zu sichten. Als Lösung auch Wissenschaftler oder Kuratoren in die Jury aufzunehmen, könnte die formale Unabhängigkeit beenden, den Kern des „TTs“. Interessant wird auch, ob die Bühnen sich postpandemisch stärker auf ihre lokale Identität besinnen und weniger nach Berlin blicken. Die Auftritte dort sind finanziell Nullsummenspiele, und die Crew fehlt tagelang zu Hause. Das „TT“ hängt aber auch davon ab, welche Bedeutung ihm die Bühnen zuschreiben. So gerät einiges in Bewegung. „Slippery Slope“ heißt eine der Inszenierungen dieses Jahrgangs – rutschige Piste. Hoffentlich hinauf.

Der Autor war 2010-2013 Jurymitglied des „TTs“ und dieses Jahr mit dem Schauspielhaus Bochum eingeladen. Stellen Sie Ihre Fragen an FragenSie@faz.de.

Przewalski-Pferde haben in Zuchten überlebt. Hier grasen zwei Tiere auf dem Sandmagerrasen-Areal des ehemaligen Armeebüchsen-Areals Campo Pond in Hanau. Foto Rainer Wohlfahrt



## LEBEWESEN DER WOCHE

## Die Przewalski-Pferde

Von Cord Riebelmann

Wer die Letzten von ihnen noch in den Steppenwäldern im mongolisch-chinesischen Grenzgebiet sehen konnte, in den Sechzigerjahren, beschrieb sie als schroff und struppig, mit klobigem Kopf. Dazu waren diese Pferde extrem scheu, mit einem herausragenden Geruchssinn ausgestattet, unzählbar wild und wehrhaft aggressiv, wenn sie in die Enge getrieben wurden. Auch deshalb waren sie wahnsinnig schwer zu fangen. Wahrscheinlich schafften sie es auch deswegen über die Jahrtausende der Menschengeschichte, der westlichen Wissenschaft bis ins Jahr 1879 ganz unbekannt zu bleiben.

In diesem Jahr nämlich befand sich der russische Forschungsreisende Nikolai Michailowitsch Przewalski, gerade zum Oberst befördert, auf der zweiten seiner vier Expeditionen, die ihn in die damals weitgehend unbekannten Weiten Mittelasiens führten. Przewalski, der schon als Entdecker von Pflanzen, Tieren und vor allem der öden Steppenlandschaften Asiens bekannt war, hatte zu dieser Expedition einen großen kirgisischen Pferdedieb angestellt. Mirsach Aldiarow hatte sich mit dem Bekenntnis empfohlen, im Alter von 53 Jahren bereits mehr als tausend Pferde gestohlen zu haben. Von ebenjenem Dieb, der Pferde jagte, um an ihr Fleisch und ihre Felle zu kommen, hatte Przewalski 1879 einen Kopf und ein Fell jenes Urwildpferdes

erhalten, das heute als Przewalski-Pferd berühmt geworden ist.

Mit diesem Schädel hatte er jenen Beweis in den Händen, der es wiederum Iwan Semjonowitsch Poljakow 1881 ermöglichte, die Erstbeschreibung des „Equus przewalskii“ zu verfassen. Poljakow war Kustos des Zoologischen Museums in Sankt Petersburg. Wie es aber dazu kommen konnte, dass ein so großes Landsäugetier so lange von der westlichen Welt und ihren Naturforschern übersehen wurde, kann man in einem naturgeschichtlichen Krimi nachlesen: Stefan Schomann hat mit seinem Buch „Auf der Suche nach den wilden Pferden“ (Galiani, 2021) nicht nur eine Naturgeschichte der Tachi, wie die Mongolen die Przewalski-Pferde nennen, geschrieben. Er hat auch eine Gewaltgeschichte über den Umgang mit diesen Pferden geschrieben, die niemanden schont.

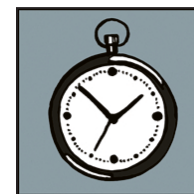
So beginnt bei Schomann schon die Rettung der Przewalski-Pferde durch Zuchten im Prager Zoo, dem Berliner Tierpark und einem Reservat in der ukrainischen Steppe, die heute oft als Erfolgsgeschichte erzählt wird, mit einem Gemetzel. Um an die zehn Pferde zu gelangen, aus denen alle heute lebenden Tachi hervorgegangen sind, mussten oft alle erwachsenen Tiere der wilden Gruppen getötet werden – weil sie sich bis aufs Blut verteidigten. Das es heute wieder neunhundert ausgewilderte Tachi in den Rand-

gebieten der Gobiwüste in China, der Mongolei und in verschiedenen Gegenden Russlands gibt, beschreibt Schomann als „Tragödie mit glücklichem Ausgang“. Man versteht das gut.

Dass man die Tachi leicht mit Wildeseln, Kulanen oder Dschiggetais (das sind beides Halbsele) verwechseln konnte, hat ihre Entdeckung erschwert – die europäischen Forscher waren sich auch nie sicher, ob es sich doch nicht nur um verwilderte Hauspferde handelte. Weil aber Mongolen, Kirgisen und Kasachen schon immer zwischen Wildeseln und Wildpferden unterscheiden konnten, erwies es sich als hilfreich, in der langen Forschungsreisendenliteratur nach deren Zeugnissen zu suchen.

Und in diesen Zeugnissen ließ sich ein Verhalten finden, das eindeutig nur den Tachi zuzuordnen war: der Stutenraub. Gruppen der Tachi hatten die Eigenschaft, zahme oder gefangen gehaltene Stuten in ihre Mitte zu nehmen und zu entführen – oder zu befreien. Und das taten sie mit Hauspferden wie mit ihren Artgenossinnen. Schomann zeigt auch, dass verschiedene Wissensformen (die im Westen oft durch Arroganz beförderte Unwissenheitsformen sind) im Fall der Tachi dann doch wieder zusammengefügt werden konnten: Das macht seine Geschichte der Tachi wohl zum außergewöhnlichsten Buch, das je über Pferde geschrieben wurde.

## ECHTZEIT

Die Wahrheit über die  
Friedrichstraße

Von Mark Siemons

Der Flaneur-Feuilletonismus ist aus der Mode gekommen, leider aus guten Gründen. Früher einmal, sagen wir in den Zwanziger- oder auch den Neunzigerjahren des vorigen Jahrhunderts, reichte es in Berlin, mit einer gewissen Atemlosigkeit Schaufenster, Reklame, Schlagzeilen, Autos und Bettler gleichzeitig zu beschreiben, und schon hatte man ein Bild dieser unglaublich modernen oder auch geschichtsdurchtränkten, auf jeden Fall aber intensiven Gegenwart. Sogar ein leiser Ironiker wie Robert Walser schrieb schon 1909 über die Friedrichstraße, das erklärte Zentrum dieser großstädtischen Aufregtheit, Sätze wie diese: „Die Luft bebte und erschrickt von Weltleben. Noch nie, seit sie ist, hat in dieser Straße das Leben aufgehört zu leben.“ In welcher Tonlage aber sollte man die Friedrichstraße von heute beschreiben? Man müsste da wohl ein stilistisches Pendant für so etwas wie das Gegenteil von Atemlosigkeit finden.

Vielleicht kommt der Sache die Firma LK Argus mit ihren „Videoerhebungen“ über das „Verhalten des Fußverkehrs“ auf der Friedrichstraße am nächsten, deren Ergebnisse die Berliner Mobilitätsensorin Bettina Jarasch (Grüne) diese Woche vorstellte. Anlass war der vor eineinhalb Jahren begonnene Versuch, ein fünfhundert Meter langes Teilstück der Straße mittels Sperrung für den Autoverkehr „in einen attraktiven und modernen Stadtraum“ umzugestalten. Argus hat nun festgestellt, dass während des Versuchs „zum Teil deutlich mehr Personen stehen“ bleiben als zuvor. Als häufigste Motive für das Stehenbleiben konnte das Unternehmen ermitteln: „Schaufensterauslagen anschauen, umherschauen / orientieren, auf eine Person warten, mit einer Person sprechen, etwas aus der Tasche / dem Rucksack holen, telefonieren, fotografieren und Fahrrad an- und abschließen“.

Weniger als die sogenannten Daten dieses Social-Engineering-Experiments erklären sein Ziel (Steigerung der „Aufenthaltsqualität“), seine Methode (Sezierung der vorfindlichen Population) und seine Sprache, wie aus der Friedrichstraße das werden konnte, was sie heute ist. Denn wenn mittags um eins die Sonne hoch über der Straßenschlucht steht und die nach draußen gestellten Baststühle aller drei Café-Einstiege gleichmäßig besetzt, enthüllt sich ihr wahres Gesicht. Deutlich gewinnen da die Anzugträgerinnen und Anzugträger die Oberhand, die aus den umliegenden Firmen- und Verwaltungsgebäuden zu den Baststühlen, zur Kamps-Bäckerei oder ins Frittenwerk eilen. Wie da der Zwang zu straffer Körperhaltung, zum Überlegen, allzeit ironiebereiten Verziehen der Mundwinkel, zu unvermittelt hervorbrechendem

gemeinschaftlich schallenden Lachen ins Freie drängt, erweist sich die Friedrichstraße als erweitertes Büro – mit all der Ortlosigkeit, die ein Büro eben braucht, um die Welt nach seinen abstrakten Kriterien beurteilen und bearbeiten zu können.

Dazwischen laufen Schulklassen, Touristen und Menschen mit Funkknopf im Ohr durch die Straße, aber erstaunlich wenig Leute, die aufgrund ihrer mit Markenzeichen versehenen Einkaufstüten als Konsumenten zu erkennen sind. Das erklärt sich daraus, dass es in dem für den Verkehrsversuch ausgewiesenen Zentralbereich der Straße, abgesehen von dem schon etwas abgeblätternen Quartier 206 und den Galeries Lafayette, auch wenige Läden gibt, die für einen alltäglichen Einkaufsummel geeignet sind. Wer bei Bucherer vorbeischaute, muss schon 12 000 Euro dabei haben, um eine Uhr zu erwerben, und auch Karl Lagerfeld oder Max Mara machen ihr Geld wohl nicht vornehmlich mit zufälliger Laufkundschaft. Es sind vielmehr Institutionen, die den Ort mit ihren Botschaften dominieren. Das voluminöse „Russische Haus“ etwa, das es schon zu DDR-Zeiten gab. Oder das Gebäude, an dem eine Gedenktafel an den „revolutionären Geist“ von 1848 erinnert und in dem sich heute die Hertie School befindet. Auf jeden Fall das Quartier Zukunft der Deutschen Bank, eigentlich nur ein Vestibül mit Café und ein paar Stellwänden und Bücherregalen, das jedoch mit dem Slogan „Banking – Business – Bewusstsein“ in höhere Regionen zielt. Die Wahrheit ist, dass die Friedrichstraße heute den Charme eines Gewerbegebiets hat, das sich allerdings nicht an der Peripherie der Stadt befindet, sondern „mittendrin“ (so auch die Verheißung an den leer stehenden Ladenlokalen).

Der Verkehrsversuch des Berliner Senats ist daran nicht schuld. Aber indem er der Straße auch noch ihre Straßenfunktion nimmt, gelingt es ihm, das Unwirklichkeitsgefühl weiter zu verstärken. Der Umwelt kommt das nicht zugute; der Autoverkehr bleibt ja und wird bloß in die umliegenden Straßen umgeleitet. Aber für die in Berlin geplante Umverteilung des öffentlichen Raums ist die berühmte Friedrichstraße als Symbol wichtig; sogar der bisher durch gelbe Streifen in der Mitte abgetrennte Fahrradverkehr soll verschwinden, wie die Senatorin jetzt angekündigt. Die Passanten sollen zwischen den Pflanzentrögen und begrüntem Sitzgelegenheiten, später vielleicht auch dem ein oder anderen Springbrunnen, sich selbst genug sein und so das Symbol möblieren. Abends, wenn die Lichter in den Büros erloschen sind und nur noch das Frittenwerk aufhat, hört man aus der Ferne das Rauschen der Stadt.

## FORTSETZUNG VON SEITE 33

## Frostig, beschämt, befreit

niemandem in den Sinn. Und warum sollte der Feind Atomraketen auf sein eigenes Territorium abfeuern? „Das ist doch fingiert.“ So wurden wir schon in jungen Jahren auf Verbrechen vorbereitet. Und in einem weitverbreiteten Kinderlied heißt es: Vielleicht haben wir unnötig wen gekränkt, / das Kalenderblatt hat sich darüber gesenkt ... – das heißt, Leute, macht euch keine Sorgen: Buße und Reue – das ist nichts für uns. Scham ist kein Rauch, brennt also nicht in den Augen. Wir schämen uns nicht. Wir sind Russen, Gott ist bei uns. Und jetzt meldet sich der Klaviervirtuose Boris Berezovsky im Fernsehen zu Wort: „Ich bin Humanist, Musik und all das ... Ja sicher, wir haben Mitleid mit den Ukrainern ..., aber sollten wir sie nicht umzingeln und ihnen den Strom abstellen?“ Von diesem Moment an ist er ein Kriegsverbrecher. Und sein schüchternes Lächeln („Musik und all das“) erinnert an den Protagonisten des Filmes „Bruder“ von 1997, der im Laufe der Handlung einen Haufen Menschen umlegt und doch so süß und zauberhaft bleibt, wie er am Anfang war. Allerdings

scheinen sich selbst jene, die die russische Kultur aufrichtig lieben, allmählich von diesem Zauber zu lösen.

Hier und da sind besorgte Stimmen zu hören: „Habt ihr das mitgekriegt? In Polen wurde ‚Boris Godunow‘ vom Spielplan genommen!“ Die Sorge scheint unangebracht – zumindest dann, wenn Granaten explodieren. Puschkin und Gogol, Tschechow und Tolstoi werden für sich selbst entstehen, und auch wir kommen irgendwie klar. Und dass ukrainische Schriftsteller nicht mit russischen an denselben Veranstaltungen teilnehmen wollen, unabhängig von deren politischen Ansichten, ist ebenfalls verständlich: Immerhin gingst du nach Armenien und Deutschland und nicht nach Mariupol oder Kiew.

Ein Fragebogen. Man kommt zum Punkt „Nationalität“ und soll aus einer Liste das Zutreffende wählen. Albanien, Algerien, Andorra ... Wie schön wäre es, Andorra oder Gabun wählen zu können, doch nein, man muss weiterscrollen, bis Russland. Gewöhnlich dich dran, ab jetzt wirst du derartige Reden bis ans Ende deiner Tage zu hören bekommen: Russe



Maxim Ossipow, russischer Schriftsteller und Arzt

oder nicht – das ist doch egal, es gibt viele gute Russen. Das hören zu müssen kann man als Preis für das Vergnügen betrachten, Puschkin und Gogol im Original lesen zu können.

„Euch geht es jetzt so wie den deutschen Antifaschisten, die ihre Heimat

mit einem deutschen Pass verließen. Auch sie wurden ja als Bürger von Feindland wahrgenommen“, sagt eine Deutsche, Direktorin eines großen Kulturinstituts.

Interview für eine belgische Zeitung. Der Korrespondent hat sich offenbar nicht vorbereitet: Er weiß zum Beispiel nicht, dass Ukraine Teil der UdSSR war, immer wieder stellt er dieselben Fragen: Dann sind Sie also gegen diesen Krieg? Du willst explodieren, richtig schroff werden. Ruhig Blut, Freundchen, reiß dich zusammen, mäßige deinen Ton.

„You'll be back in Tarusa some day and that will be a glorious homecoming!“, schreibt ein guter amerikanischer Freund. Was auch immer, aber ein Triumph ist nicht zu erwarten: Die Rückkehr, falls es dazu kommt, wird völlig unruhlich ausfallen. Darüber gibt es einen Film: Berlin im Oktober 1945, ein junger Deutscher mit schuldweisem Lächeln kommt aus den USA mit der Absicht, das Vaterland mit aufzubauen, die Sache geht tragisch aus. Übrigens ist die Zukunft ungewisser als je zuvor: Derartige Katastrophen hat es in unserer

Erinnerung nie gegeben, und eine gute Portion Fatalismus ist da unvermeidlich, sogar notwendig.

Eine Eigentümlichkeit der aktuellen Auswanderungswelle besteht darin, dass zwar nicht alle, aber die Mehrheit jederzeit an den Ort zurückkehren kann, den wir immer noch Zuhause nennen – zurückzublicken, ohne zur Salzsäule zu werden. Nein, nicht an Rückkehr zu denken, sonst verwandelt man sich leicht in eine komische Figur wie jene verarmten Adligen im Exil, die vor hundert Jahren in Cafés in Paris, Berlin, Prag über die miesen Bolschewiki und die bevorstehende Thronbesteigung der Romanows räsonierten. Mein Zuhause ist da, wo mein Hut hängt – diese Lebenseinstellung hat einen bestimmten Reiz. Sie zu erlernen, sich zu eigen zu machen ist einfacher als bisher gedacht.

Ein Traum aus friedlichen Zeiten (das Haus in Tarussa, der Flieder), ein langsames Erwachen, du kannst noch einen Moment verweilen in diesem glückseligen Traum, ihn festhalten. Noch immer bist du dort, von wo du vor Kurzem abbrachst, aber dann öffnest du die Augen,

und Wahrheit und Realität packen dich mit schrecklicher Wucht: Der Krieg dauert nun schon zwei Monate. Ein Mann, der sein Bein verlor, spielt im Traum Fußball – umso schrecklicher ist der Moment des Erwachens. Das gab es schon mehrfach im Laufe des Lebens: besonders stark nach Vaters Tod. Aber das war Privatsache, nichts Allgemeines, jetzt jedoch ist es ein gemeinsames Empfinden all jener Russen, die lebensvoll sind – wie Mandelstam es ausdrückte: mit grünem Grab, rotem Atem, weichem Lachen. Und der allmorgendlichen Notwendigkeit, zu erkennen, wofür du aufgewacht bist.

Aus dem Russischen von Franziska Zwerg

Maxim Ossipow ist russischer Kardiologe und Schriftsteller. Seine Kurzgeschichten und Essays wurden mit zahlreichen Preisen ausgezeichnet, seine Dramen in Russland am Theater inszeniert und im Radio übertragen. Auf Deutsch erschien „Nach der Ewigkeit“ und „Kilometer 101“ im Hollitzer Verlag. Im März 2022 gehörte er zu den Unterzeichnern eines Appells russischsprachiger Schriftsteller an alle Russisch sprechenden Menschen, innerhalb Russlands die Wahrheit über den Krieg in der Ukraine zu verbreiten.